

/– Bericht zur Masterarbeit –\

**„Eidos, Topos und die Struktur der Erfahrung“**

***Ein phänomenologischer Versuch über den strukturellen Aufbau und die Modellierung des Noemas samt seiner wesentlichen Komponenten***

vorgelegt von Benedikt Balschun

im SS 2021

Nun ist es mitnichten ein Leichtes die Zielsetzung, welche hinter solch einem sperrigen Arbeitstitel steckt, unverborgten und prägnant ins Licht treten zu lassen ohne ein Füllhorn technischer Ausführungen nachzuschicken. Doch lässt sich sagen, dass diese Arbeit als ein in der Zukunft weiterer und noch tiefgreifenderer Ausarbeitung harrender Beitrag zu einer phänomenologischen Philosophie angesehen werden kann, die explizit – wenngleich auch nicht ausschließlich – in die vom Mathematiker und Philosophen Edmund Husserl begründete Tradition gestellt ist. Ein solches „Hineingestellt-Sein“ ist aber nicht als etikettierende Einordnung oder gar als bloßes Bekenntnis in Richtung einer philosophischen „Schulmeinung“ zu verstehen, sondern als feste Entscheidung die von Husserl begründete Idee einer echten *wissenschaftlichen Philosophie* mittels der phänomenologischen Methodologie fortzuführen.

Eine wissenschaftliche Philosophie zu begründen, ist eine Aufgabe, die sich in Anbetracht der seit der Frühen Neuzeit verdichtenden Komplexität und enormen Verflochtenheit dessen, was in der gewöhnlichen Rede so passend wie bedeutungsleer als „Welt“ bezeichnet wird, nicht weniger als monumental bezeichnen lässt. Dies hat seinen Grund zum einen darin, dass „wir“ schon längst nicht mehr in „einer“ Welt leben, sondern in einem multidimensionalen und dissoziierten Kosmos von Lebensformen, der sich seit der rasanten Beschleunigung der Entwicklung der modernen Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts in immer schnellerer Transformation befindet. Diese exponentiell beschleunigte Umwertung der Seinsformen der Subjekte und Subjektgemeinschaften hat zur Folge, dass die Philosophie, welche nach Hegel wesentlich ihre Zeit in Gedanken ausgedrückt sei, mittlerweile in einem furchteinflößenden Ausmaß den Anschluss an und die Traktion mit ihrer Zeit auf diskursiver und theoretischer Ebene verloren hat.

Das was heutzutage noch unter dem Titel der Philosophie firmiert, ist entweder für den Laien in Form populärer Schriften über den „existenzialen Trost“, das „gute Leben“ oder das „rechte Handeln“ in der Buchhandlung erhältlich und damit nicht einmal mehr als eine Karikatur ihres ehrwürdigen Namens zu betrachten oder hat sich akademisch in einen engen Kokon zurückgezogen, der das hochspezialisierte Studium der Geschichte und der Epochen der Philosophie mitsamt ihrer herausragenden Protagonisten sowie eine breite Schiene Analytischer Philosophie – zumeist Sprachphilosophie und formale Logik –, beherbergt. Bei aller Finesse, welche sich in diesen Lehren auch zeigt, scheinen aber nur wenige erkannt zu haben, dass all die ontologisch-metaphysischen Entwürfe der Geschichte, trotz ihrer inneren Genialität und Schönheit, allesamt an der Aufgabe versagen, die uns heute gestellt ist: eine kohärente Auffassung der komplexen Welt und ihrer zugehörigen Wissenschaft zu geben. Am Anfang eines notwendigen Neuaufbaus steht also die Einsicht, dass die Philosophie in ihrem eigensten Kern des begrifflichen Instrumentariums *ermangelt*, um diese Aufgabe zu lösen.

Die Komplexität der „Welt“ und des „Welterlebens“ sind mittlerweile so fragmentiert und zerstreut, dass holistische und onto-theologische Theorien und Entwürfe über das Wesen des Seienden ihrem *Erklärungs*-Anspruch längst nicht mehr gerecht werden können. Weder ist das „Reale“, sofern wir diesen Begriff hier unaufgeklärt gebrauchen wollen, *nur* eine Sphäre des Dinglichen, es ist auch keine naturalistisch verzerrte der Elementarteilchen oder physikalischen Feldtheorien, es ist keine *bloß* sozietär konstruierte und keine *im Wesen* „göttlich“ durchwaltete. All diese Versuche das zu fassen, was die Wirklichkeit „gründet“, verfängt sich in unzureichenden Entwürfen absolutierender Ursprungs-Ontologien, welche den eigentliche Reichtum dessen, was sich in der phänomenologischen Einstellung schlichtweg „gibt“, ausblendet oder überhaupt nicht sieht. Eine wissenschaftliche Philosophie kann heute keine Metaphysik mehr sein, sie muss zunächst deskriptive Anerkenntnis der Mannigfaltigkeit möglicher Erfahrungsformen sein, in denen sich verschiedene Typen von Gegenständlichkeit geben, die alle ihre eigene, apriorisch zu erforschende Ontologie, eine sogenannte „regionale Ontologie“, besitzen. Eine Theorie (wie sie im wissenschaftstheoretischen Strukturalismus gefasst wird), beispielsweise die der Klassischen Mechanik oder die der Quantenmechanik, hat eine andere Form der sie in ihrer Dynamik und Entwicklung, d. i. in ihrer *Wesensform* fassenden und die mögliche Struktur solcher Gegenstände gesetzlich bindenden Ontologie – eine beispielsweise von einem geometrischen Objekt, einem lebendigen Leibkörper, einer praktischen Handlung, einem Kulturgut oder einem Wert *kategorial* verschiedene.

Ein solches Multiversum von Ontologien kann aber, wenn sich zu dieser Einsicht erst einmal durchgerungen ist, nun wie angedeutet nicht unter Verfälschung der phänomenalen Tatbestände, „dekretiert“ werden. Es muss sich *ausweisen*. Worin weist sich die Form des Gegenständlichen und zuvor natürlich das Gegenständliche selbst (was eben nicht ausschließlich das Dingliche ist!) aus, welches mir begegnet beziehungsweise worauf ich prädikativ Bezug nehme? Nun, ein solches weist sich als Bewusstseinsobjekt aus. Die Phänomenologie nimmt ihren Ausgang von der Sphäre der Gegebenheiten *für* ein Bewusstsein. Diese Sphäre ist aber nicht einfach zugänglich, sie muss durch mehrfache Operationen der „Reduktion“ gewonnen werden, um gerade eine empirisch-psychologische Vermengung mit dem eidetischen, d. i. im groben Sinne apriorischen, Gehalt dessen, was sich *noetisch* (im Bewusstseinsakt, durch den das Objekt gegeben wird) und *noematisch* (dem Korrelat des Aktes) bekundet, zu verhindern. *Noesis* und *Noema* sind ein von Husserl eingeführtes technisches Begriffspaar, um die sich in der Reduktion offenbarende wesenhafte Situation des Bewusstseins zu bezeichnen, sich ständig im Parallelismus zwischen intentionaler Konstitution (man beachte, dass diese nie als „Konstruktion“ oder „Schaffung“ eines Objektes verstanden werden darf) und dem Konstituierten dieser *sinnstiftenden* Konstitution, dem „*Sinn*“ dieser aktiven und passiven Konstitution, zu befinden. Beide Begriffe sind wechselseitig ineinander fundiert. Kein Bewusstsein ohne Bewusstsein „von“ Etwas zu sein. Und kein Etwas ohne Bewusstsein „von“.<sup>1</sup>

Mit dieser viel zu knappen und letztlich in dieser Kürze auch missdeutbaren Hinführung kann nun in Grundzügen klargemacht werden, wovon die Master-Arbeit handelt. Sie ist ein Versuch den Zentralbegriff des Noema, dem jedem Bewusstseinsakt innewohnenden „Sinn“, den „*Gegenstand in seinem Wie*“, in seiner strukturellen Fülle weitergehend zu explizieren und als Grundbegriff einer phänomenologischen Ontologie auszuarbeiten. Es zeigt sich, dass das Noema phänomenologisch als Instanzierungspunkt und als Scharnier fungiert, um das, was außerhalb der Reduktion, in der schlichten und

<sup>1</sup> Dies soll und kann natürlich kein Berkeley'sches „*esse est percipi*“ bedeuten (also keinen naiven subjektiven Idealismus, als könnte das Bewusstsein Seiendes schöpferisch „hervorbringen“), sondern charakterisiert viel fundamentaler den phänomenologischen Tatbestand, dass einem Bewusstsein nichts vorstellig sein kann, ohne eine Form der Sinngebung vollzogen zu haben, in dem „etwas“ als „Sinnhaftes“ beziehungsweise „Sinnhabendes“ für „mich“ und im weiteren für eine Subjektgemeinschaft gegenständlich wird. Dieses „Etwas“ (im Sinne einer sachhaltigen Füllung der formallogischen Kategorie des Etwas-überhaupt) ist dann eben nicht naiv als das „Reale“ zu begreifen, sondern als der in der Reduktion zugängliche Sinnbestand des Erlebens in seiner spezifischen Strukturalität selbst, das Noema. Nur *relativ* auf die Einstellungsform bieten sich diese Strukturzusammenhänge dem beschreibenden Beobachter dar und fordern in komplexen Fällen eine eigene Grammatik, durch welche diese überhaupt erst zur Sichtbarkeit gebracht werden können. Dass es regionale Gegenstandsformen wie das (dingliche) Raumzeitliche gibt, die sich gerade als „transzendente“ einer vollen und abschließenden perceptiven Gegebenheit entziehen, ist dahingehend eine einfache phänomenologische Evidenz.

unreflektierten Erfahrung, als „Objekt“ beziehungsweise als „Gegenstand“ begegnet, innerhalb der reduktiven Einstellung in ein Geflecht von präzise beschreibbaren und modellierbaren Strukturmomenten und Funktionen zu zerlegen. Der „Gegenstand“ als noematischer Sinn ist der Orientierungspunkt, von dem aus sich dann sukzessive die komplizierten und komplexen Erfahrungsweisen des „Realen“ (im Sinne des Noemas eines Realen, durch welches sich überhaupt erst erforschen lässt, was „Realität“ in seiner wesenhaften Äquivokität *bedeutet*) erforschen lassen und über den die Philosophie als Phänomenologie auch *wissenschaftstheoretisch* Signifikanz erlangen kann.

Im Fokus der Arbeit steht dann also das Noema als theoretischer Fokuspunkt und als Makro-Struktur einer phänomenologischen Transzendental- und Wissenschaftsphilosophie. Seine innere Verfassung aufzuklären und dessen untrennbare Verwobenheit mit den gleichursprünglichen Makro-Strukturen von „Wesen/Eidos“, „Horizont“ und „Topos“ offenzulegen, sowie einen Vorschlag zu machen, wie ihre Strukturganzheit als neuartiges und universales Konstitutionsapriori in Anlehnung an die mathematische Graphen- und Netzwerktheorie sichtbar gemacht werden kann, ist das oberste Ziel dieser Arbeit.

Damit steht ebensolche in dem Kontext, eine Philosophie zu einer Meta-Wissenschaft zu machen, *nicht* im Sinne einer solchen, die als „*regina scientiarum*“ die Wissenschaften beherrschte – als ob sich solche in der exponentialen Proliferation des Wissens, welche unsere Zeit kennzeichnet, noch von simplexen Ontologien oder Erkenntnistheorien bändigen ließen –, sondern die als Strukturwissenschaft mithilfe von (mathematischen) Modellen und präzisiertem analytischem Vokabular aus der Phänomenalität des erfahrenden Erlebens (darunter eben auch des wissenschaftlichen und dem in diesem gegebenen Gegenständlichkeiten) – im Sinne der Durchforschung aller möglichen intentionalen Noemen und ihrer Korrelate –, eine Transzendentalphilosophie entwirft, aus der sich eine plurale, mehrdimensionale und relativistische Auffassung der Ontologie als regionalisierter offenbart. Komplementär spiegelt sich in dieser Auffassung die Zertrümmerung des philosophischen und transzendentalen Ego, das als Netzwerk-Horizont betrachtet werden muss und nicht als unhintergebar Pol und identisches Prinzip der reinen „Subjektivität“. „Ich“ und „Sein“ sind entgegengesetzte und komplementäre Strukturkomplexe, in deren Bezogenheit und phänomenologischer Beleuchtung sich die außerordentliche und erstaunliche Komplexität zeigt, die das „Da-sein“ „in“ und „zu“ seiner „Welt“, letzteres gedacht als ein Multiversum von Sinnhorizonten, charakterisiert.

Kann dies in mühsamer Arbeit geleistet werden – wovon der Autor ehrlich überzeugt ist –, so wird auch wieder eine Philosophie bestehen, die vor ihrem ursprünglichen antiken Schöpfungssinn Rechenschaft ablegen kann, *prima philosophia* zu sein, aber eben nicht wie immer noch allgegenwärtig als metaphysisch angestrichene Doxographie, sondern als nicht-metaphysische beziehungsweise metaphysisch neutrale Wissenschaft, die Erkenntnis und Sein nicht mehr von oben herab eine Ordnung oktroyiert, deren prinzipieller Charakter von Epoche zu Epoche eingerissen wird und neu aufgestellt werden muss, sondern ihre eidetischen Beschaffenheiten und genetisch-evolutiven Strukturformen in ihrer Dargebotenheit betrachtet und getreulich zur Beschreibung, Modellierung und begrifflichen Fassung bringt.

Zum Abschluss möchte ich mich, um diesen Bericht zu schließen, an dieser Stelle ganz herzlich für die großzügige finanzielle Unterstützung während des Sommersemesters 2021 bei der „Stiftung KStV Bavaria“ bedanken. Ohne eine solche wäre die Abfassung einer solchen Arbeit im Umfang von 226 Seiten im mitunter mühsamen nächtlichen Ringen nicht so sorgenlos und konzentriert möglich gewesen.